

Für ein selbstbewusstes Einwanderungsland

Treibel, Annette

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Treibel, A. (2016). Für ein selbstbewusstes Einwanderungsland. *GWP - Gesellschaft. Wirtschaft. Politik*, 65(1), 5-9.
<https://doi.org/10.3224/gwp.v65i1.22212>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Für ein selbstbewusstes Einwanderungsland

Annette Treibel

2010 erschien Thilo Sarrazins apokalyptisches Buch „Deutschland schafft sich ab“. Deutschland werde untergehen, so Sarrazin, weil es von gebärfreudigen, unangepassten und rückständigen Muslimen unterwandert werde. Das Buch wurde weniger gelesen, sondern – in einer Art Bekenntnisakt – gekauft. Für diejenigen, die „Deutschland schafft sich ab“ zum Bestseller gemacht haben, war es ein Statement, dieses Buch zu kaufen. Mit dem Kauf konnten sie ihr Unbehagen über die gesellschaftlichen Veränderungen kanalisieren. Es gab ihnen ein Ventil, sich über *Integrationsverweigerer mit Migrationshintergrund* aufzuregen.

Gut fünf Jahre später ist Deutschland immer noch da. Und mehr als das: es ist seither im Ranking der Einwanderungsländer auf den zweiten Platz hinter den USA gelangt. Attraktive Einwanderungsländer sind diejenigen, die soziale und ökonomische Perspektiven und demokratische Verhältnisse versprechen. Das haben die Menschen so gesehen, die Ende des 19. Jahrhunderts aus deutschen Regionen in die USA ausgewandert sind. Das sehen die ehemaligen Gastarbeiter so, deren Kinder und Enkel heute als Nachkommen von Einwanderern in Deutschland leben. Und das sehen die Flüchtlinge aus Syrien, Irak oder Eritrea so, die vor Krieg, Zerstörung, korrupten Regimen und Perspektivlosigkeit fliehen. Aus ihrer aller Sicht ist Deutschland ein Land mit Perspektive. Nach dem Mikrozensus 2015 hatten im Jahr 2014 unter der Bevölkerung Deutschlands 20,5 Prozent einen Migrationshintergrund. Von diesen 16 Millionen Menschen sind neun Millionen Deutsche. Deutschland erklärt sich zwar selbst nicht offiziell als Einwanderungsland, ist aber ein solches geworden.



Annette Treibel

ist Professorin für Soziologie am Institut für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe.

Ihr Buch zum Thema „Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland“ ist im September 2015 im Campus Verlag erschienen.

Deutschland – ein Einwanderungsland neuen Typus‘

In Reaktion auf mein im September 2015 erschienenes Buch „Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland“ und die sich daran anschließenden Interviews gingen zahlreiche Kommentare ein. Ein zentraler Impuls in den Äußerungen betrifft „Deutschland als Einwanderungsland“. Während ich dafür plädiere, keineswegs missmutig oder defensiv, sondern sogar selbstbewusst von Deutschland als Einwanderungsland zu sprechen, ist für viele das Statement *als solches* ein Ärgernis. Möglicherweise gründet sich die Abwehr darauf, dass man Deutschland nicht als ein klassisches Einwanderungsland begreift. Während es für Länder wie die USA oder Kanada zur gesellschaftlichen DNA gehört, ein Einwanderungsland zu sein, ist dieses Selbstverständnis hierzulande nicht gegeben. Insofern ist der Protest erklärbar. Diesen hätte ich in seiner Schärfe gleichwohl nicht erwartet. Denn in der Wissenschaft ist seit 30 Jahren unstrittig, dass wir ein – wenn auch ein offiziell unerklärtes – Einwanderungsland sind.

Für die Abwehrhaltung sind die Bundesregierungen der letzten Jahrzehnte wesentlich mitverantwortlich. Man hat beispielsweise auf Druck bestimmter wirtschaftlicher Branchen wie Gastronomie oder Gesundheitswesen bereits 1990 die „Anwerbestoppausnahmereverordnung“ erlassen. Der offizielle Tenor war jedoch immer durch Abwehr von Zuzug und ein grundlegendes Misstrauen gegenüber Menschen bestimmt, die nach Deutschland kommen wollten. Nachdem man jahrzehntelang das Wort „Einwanderung“ vermieden hat und bis heute lieber von „Zuwanderung“ spricht, ist es auch kein Wunder, wenn große Teile der Bevölkerung die de-facto-Einwanderung negieren. Für die Käufer des Buches von Sarrazin oder die Anhänger von Pegida geht es jedoch um mehr. Sie vertreten eine soziale Bewegung, die ich *Integrationsverweigerer ohne Migrationshintergrund* nennen möchte.

Deutsch kann man auch werden

Viele hat es noch nicht erreicht, dass Deutsche heute ganz verschieden aussehen können, nicht zwingend weißhäutig sind und nicht ausschließlich Müller oder Schmidt heißen. Deutsche können auch Boateng oder Özoğuz heißen. So ist das in einem Land mit Einwandererfamilien, die in der zweiten oder dritten Generation hier leben. Diese Menschen wollen auch nicht mehr gefragt werden, wo sie herkommen und wann sie „zurück“ gehen. Sie kommen aus Hamburg, Leverkusen oder Augsburg und sehen sich als Deutsche. Noch kann man sie im Vergleich mit den länger ansässigen „alten Deutschen“ als „neue Deutsche“ bezeichnen, wie ich es in Anschluss an Veröffentlichungen von Naika Foroutan und anderen nenne.

Mit „alten Deutschen“ sind die gemeint, die seit vielen Generationen als Deutsche in Deutschland leben; manche sprechen hier auch von „Bio-Deutschen“. Zu den „neuen Deutschen“ gehören die eingewanderten und die eingebürgerten Personen und jene aus Einwandererfamilien, die hier geboren und aufgewachsen sind. Sie haben mit den Herkunftsgesellschaften ihrer Eltern oder Großeltern häufig nichts oder nur sehr sporadisch zu tun. Insofern sind sie nicht automatisch Experten für diese Gesellschaften, werden aber oft zu solchen erklärt. Ich plädiere dafür, diese „neuen Deutschen“ endlich nicht mehr als Ausländer, sondern als Einheimische anzusprechen. Das mit dem „Neudeutsch-Sein“ wird sich aber auch für die zweite und dritte Generation bald erübrigt haben. Dann sind vielleicht einige der Flüchtlinge, die dann zu Einwanderern geworden sind, die wirklich „neuen“ Deutschen.

Das Integrationsparadox

Sarrazin nahm prekäre soziale Lagen von Einwanderern zum Anlass, das ganze Thema Integration als Weltuntergangs-Szenario aufzuziehen. Das Unbehagen und die Empörung über die Nicht-Integrierten halfen über die weitgreifende Beunruhigung hinweg, dass Deutschland für Hunderttausende zur Heimat geworden ist. Denn Integration kann auch als Erfolgsgeschichte erzählt werden.

Das Auffällige am heutigen Deutschland sind nicht die 15 Prozent unter den 16 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund, für die wir vereinfachend von Integrationsmisserfolg sprechen können, sondern die anderen 85 Prozent. Unter diesen befindet sich ein wachsender Anteil der sogenannten „migrantischen Mittelschicht“. Zu ihnen gehören auch diejenigen, die gut ausgebildet und vielfach mehrsprachig sind. In der globalisierten Ökonomie können sie womöglich eine ernsthafte Konkurrenz für weniger Qualifizierte ohne Migrationshintergrund darstellen. Der Migrationshintergrund kann also durchaus eine Ressource, und eben nicht mehr automatisch ein Problem oder eine Belastung sein.

Tausende von ehemaligen Gastarbeitern sind zurückgekehrt oder weitergewandert, aber viele Tausende sind einheimisch geworden. Ihre Kinder und Enkel sind Deutsche, manchmal mit einem weiteren Pass. Ihre Integration macht – so meine These – die eigentliche Beunruhigung für viele alte Deutsche aus. Das nenne ich das *Integrationsparadox*. Denn ist es auffallend, dass Menschen, die sich erfolgreich integriert haben, sich erneut rechtfertigen müssen: „Sie sprechen aber gut Deutsch“, heißt es dann. Was sollen sie auch anders tun, wenn sie hier aufgewachsen sind? Viele derjenigen, die über Parallelgesellschaften klagen, wollen „die Ausländer“ in ihrer eigenen Gesellschaft nicht dabei haben und haben ein Problem damit, dass ganz unterschiedliche Menschen heute Einheimische in Deutschland sind.

Leitbild statt Leitkultur

Gegenwärtig wird wieder einmal über „Leitkultur“ geredet. Dieser Begriff ist für mich als Soziologin wenig hilfreich. Auch ganz ohne Einwanderer und ohne Flüchtlinge ist eine moderne Gesellschaft durch die Heterogenität von Lebensweisen gekennzeichnet. Dies ist nicht zu verwechseln mit Beliebigkeit. Den Zuzug muslimisch-traditionalistischer Einwanderer kann man auch als Aufforderung verstehen, selbstbewusster mit den eigenen Traditionen umzugehen. Zum Beispiel sollten christlich geprägte Feste selbstverständlich weiterhin gefeiert werden, und der Weihnachtsmarkt sollte weiterhin Weihnachtsmarkt heißen. Überdies trifft die Vermutung, dass sich jemand mit anderer Religionszugehörigkeit daran stört, meist gar nicht zu.

Es sollte Platz sein für viele Formen. Da sind manche Einzelpersonen und auch Institutionen in vorauseilendem Gehorsam übervorsichtig. Menschen packen andere und sich selbst gerne in Gruppen: Die Franken, die Badener, die Sachsen. Man weiß verstandesmäßig, dass die Gruppen nicht einheitlich sind. Aber solche Etikettierungen sind manchmal lustig, manchmal erleichtern sie die Orientierung. Fremdheitsgefühle haben wir innerhalb Deutschlands und alleine im Vergleich unterschiedlicher Stadtbezirke doch auch. Vielerorts muss man drei Generationen anstehen, bis es heißt, man sei „von hier“. Studien zu Einbürgerung und Integration zeigen, dass es vielleicht sogar „typisch deutsch“ ist, sich mit seinem Viertel, seinem Kiez oder seinem Bundesland zu identifizieren.

Wenn wir uns die Daten anschauen, wo Integration mit viel Einsatz von beiden Seiten gut gelingt, dann ist dies am ehesten in Strukturen gegeben, wo die sozio-ökonomische Lage gut ist, etwa in Kommunen wie Stuttgart. Dort sind soziale Problemlagen insgesamt geringer ausgeprägt als etwa in Berlin, und insofern ist dort die Situation auch für die Bevölkerung mit Migrationshintergrund günstiger. Die Bedeutung von Strukturen wird gerne unterschätzt. Die enge Kopplung von Arbeitsmarktintegration, Sprachkompetenz und allgemeinen Integrationserfolgen ist aus meiner Sicht wichtiger als die Debatte um Leitkultur. Natürlich kann man Grundgesetze in den Sprachen der Ankommenden verteilen. Wichtiger aber sind Maßnahmen, die von Sprachkursen über die Koordination und Unterstützung der Ehrenamtlichen bis hin zu Wohnungsbau-Förderprogrammen reichen.

Statt Leitkultur sollte man besser von *Leitbild* sprechen, in dem es um ein neues gesellschaftliches Selbstverständnis geht. Zu einer solchen Grundsatz-Debatte ruft der Rat für Migration, dem ich angehöre, seit Anfang 2015 auf. Was bedeutet es, in einem Einwanderungsland zu leben, wie geht das?

Sich mit Konflikten anfreunden

In einem (sich seiner) selbst-bewussten Einwanderungsland zu leben, ist keine Kuschelveranstaltung. Moderne Gesellschaften werden durch Sympathie und Kooperation zusammengehalten, aber auch durch die Art und Weise, mit Meinungsunterschieden und Konflikten umzugehen. Wenn Menschen beispielsweise Streit mit ihrem Vermieter haben, lauern sie ihm nicht auf und verprügeln ihn, sondern lassen sich beraten und gehen notfalls vor Gericht.

Es geht nicht darum, alle Einwanderer und Flüchtlinge zu mögen, sondern miteinander klar zu kommen – wie es in der Gesellschaft generell gilt. Ein solcher Pragmatismus ist nichts Ehrenrühriges, sondern etwas sehr Modernes. Es ist in Ordnung, wenn man teilweise auch nebeneinander her lebt. Aus einer soziologischen Perspektive heraus sehe ich das ganz unaufgeregt. In modernen Gesellschaften gibt es ganz viele Subkulturen und Milieus, die sich nicht oder nicht sofort vermischen.

Nüchtern betrachtet, sind die Voraussetzungen gar nicht so schlecht – zumindest in den sogenannten alten Bundesländern, in denen es einen Erfahrungsvorsprung mit neuen Deutschen gibt.

Gemischte Integrationsbilanz

Insgesamt haben wir zu Selbstbewusstsein, bei allem Missmut im Umgang mit Einwanderung, auch durchaus Anlass: Wir fangen nicht bei null an, sondern haben langjährige Erfahrung mit der Integrationsarbeit. Vieles haben wir in den letzten Jahren auch ganz gut gemacht, wie etwa OECD-Daten oder die MIPEX-Studie vom Herbst 2015 zeigen. Deutschland ist mit der Integrationsleistung insgesamt im Mittelfeld angekommen und steht nicht schlecht da. Es gibt Nachholbedarf bei der Bildung, beim Schutz vor Diskriminierung und bei der Gesundheit von Einwanderern. Beachtenswert sind die Erfolge etwa in der Dualen Ausbildung. Was die Gastarbeiter- und die Aussiedlerzuwanderung angeht, kann man von einer gemischten Integrationsbilanz sprechen. Viele Personen mit Migrationshintergrund, seien es Cem Özdemir oder

Helene Fischer, haben hierzulande ihren Weg gemacht. Es wird wenig reflektiert, dass Einwanderer und ihre Nachkommen keineswegs nur die klassische Dönerbude betreiben, sondern auch Ärzte oder Managerinnen sind.

In der Mediengesellschaft sind vor allem spektakuläre und negative Nachrichten interessant. Eine gute Nachricht ist eine langweilige Nachricht. Ein paar mehr langweilige Nachrichten über gelingende Integration hätten aber geholfen, das Selbstbewusstsein als Einwanderungsland zu stärken. Wenn Deutschland sich wirklich neu finden will und soll, dann geht dies nur mit einem neuen Integrationsverständnis. Integration ist dann ein *Projekt für alle*. Für alle geht es darum, sich in diesen veränderten gesellschaftlichen Prozess, ein Einwanderungsland zu sein, zu integrieren. Insofern ist meine Idee, Integrationskurse für alle, gerade auch für die alten Deutschen, anzubieten, keineswegs nur humoristisch gemeint, sondern eine ernstzunehmende Option.

Deutschland auf der Beschleunigungsspur

Unter einem selbstbewussten Einwanderungsland verstehe ich eine Gesellschaft, die sich ihrer Entwicklung und Potentiale bewusst ist, sich über ihre Regularien verständigt. Durch die Flüchtlinge wird Deutschland in der Debatte um Einwanderung auf die Beschleunigungsspur gesetzt. Endlich wird viel diskutiert. Darin sehe ich eine Chance, öffentlich breiter über Integrationserfolge und gelungene Einwanderungsprozesse zu sprechen. Entsprechend könnte man die aktuelle Situation dazu nutzen, das aus meiner Sicht überfällige Einwanderungsgesetz zu verhandeln. Der Prozess ist mit der Installation eines solchen Gesetzes keineswegs zu Ende, wie die Debatten in den klassischen Einwanderungsländern zeigen. Vielmehr bleibt es kontinuierlich in der Debatte und wird bei Bedarf nachjustiert.

Entscheidend ist die Unterstützung von Strukturen. Aktuell wird es darauf ankommen, wie viel Geld in das Bildungssystem fließt, in Integrationskurse, in Sprachkurse, in die Professionalisierung von Lehrern, die schon lange und jetzt zunehmend mit Mehrsprachigkeit zu tun haben. Wie sieht die Unterstützung der Wirtschaft aus, damit die gewünschten Arbeitskräfte tatsächlich eine Chance bekommen? Viele Betriebe, Behörden und Schulen sind seit Jahren mit Einwanderung beschäftigt und haben viele Erfahrungen im Zusammenleben gemacht. Man sollte die Akteure in diesen Institutionen öfter fragen, wie das geht und wo sie Unterstützung brauchen.